

Stadtraum, Macht und Geschlecht



Dr. Nina Schuster (Foto: Bettina Steinacker).

In meinem Vortrag steht die Frage im Zentrum, wie Stadtraum, Macht und Geschlecht zusammenhängen. Ich stelle hier kein besonderes Forschungsprojekt vor, denn „Stadt, Raum und Geschlecht“ sind ein zentraler Fokus meiner wissenschaftlichen Arbeit an der Schnittstelle von Stadtforschung, Geschlechterforschung und Queer Studies. Die feministische und die queere Stadtkritik diskutieren seit Jahrzehnten, wie soziale und physisch-bauliche Strukturen zusammenhängen und wie sie verändert werden müssten, um eine gleichberechtigte, inklusivere und vielfältigere Teilhabe und Aneignung in der Stadt zu erreichen.

Einleitung

Ich werde mich hier mit der Frage beschäftigen, welche Rolle der städtische Raum für die Aushandlung von gesellschaftlichen Machtverhältnissen spielt, aber auch damit, inwiefern er dazu beiträgt, soziale Ungleichheiten zu verfestigen. Nach einer kurzen Hinführung dazu, wie die feministische Stadtkritik die Zusammenhänge von Macht, Raum und Geschlecht diskutiert und wie der Blickwinkel auf Stadtentwicklung intersektional geschärft werden kann, gebe ich einen Einblick in feministische Planungsdiskussionen und die Diskussionen um anwendungsbezogenes Gender Planning, denn diese Tagung verfolgt ja auch eine transdisziplinäre Perspektive. Ich frage, was feministische Planung eigentlich tun kann und wie darauf wiederum feministische Kritik reagiert.

Das Ziel feministischer Analysen und Politiken ist es, grundlegende gesellschaftliche Veränderungen zu erkämpfen, um die Lebenssituation und die gesellschaftliche Positionierung von Frauen* und anderen marginalisierten Gruppen zu verändern. Das bedeutet, dass sich Stadtplanung, Stadtpolitik und Stadtentwicklung den gesellschaftlichen Herausforderungen stellen müssen – wenn sie nicht einfach ein Rädchen im System sein wollen, das alles ein bisschen verbessert, alles ein bisschen schöner macht für den einen oder die andere. Was bedeutet also eine machtkritische feministische Perspektive auf Stadtraum, Geschlecht und Planung?

Feministische Stadtkritik: Macht, Raum und Geschlecht

Welcher Zusammenhang besteht zwischen Raum und Geschlecht? Im Kontext der Frauen*-bewegungen seit den 1960er-Jahren formulierten Feminist:innen eine Kritik an der Dualität von Öffentlichkeit und Privatheit. Die vielen disziplinären Entwicklungen, die es in Soziologie und Planung, Architektur und Kunst gab, auch in der Praxis der Stadtplanung, haben bereits früh gezeigt, dass der Raum geschlechtsspezifisch geordnet ist und hierarchisiert wird. Frauen* sind in diesem hierarchisierten Stadtraum häufig benachteiligt. Diese Kritik wurde bereits seit Mitte der 1970er Jahre entwickelt, im Übrigen auch hier im Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung NRW, aber natürlich auch in vielen anderen Bereichen und eben nicht nur in der Akademie. Die Zuschreibung der öffentlichen Sphäre und von Erwerbsarbeit und Politik zu Männern* und der privaten Sphäre und von Reproduktionsarbeit und Intimität zu Frauen* ist einer der Basisgedanken in der feministischen Kritik, ebenso wie in der feministischen Stadtforschung. Kritik an der Hierarchisierung der Sphären und den damit verbundenen Gewaltverhältnissen ist damit der Kern feministischer Stadtforschung. Sie zeigt, wie die patriarchal geprägte Stadtstruktur mit ganz verschiedenen Dingen zusammenhängt, zum Beispiel mit der funktionalen Trennung der Stadt. Damit ist die räumliche Trennung von Erwerbsarbeit, Wohnen und Versorgungsinfrastruktur gemeint, die bestimmte Alltage und die Alltagsbewältigung von denjenigen erschwert, die sich zum Beispiel um andere Menschen

kümmern, also Aufgaben erledigen, die Frauen* zugeschrieben werden. Feministische Kritik geht davon aus, dass damit häufig geschlechtsspezifische Rollenzuschreibungen reproduziert und stabilisiert werden. Die Stadt wird so für viele Frauen* zu einem Emanzipationshindernis.

Ein weiterer Aspekt feministischer Kritik ist die mit der machtvollen Stadtstruktur verbundene geschlechtsspezifische Arbeitsteilung. Ich fokussiere den Blick hier erst einmal nur auf die Geschlechterordnung. So werden Reproduktions- und Carearbeit dem einen Geschlecht und dem privaten Raum zugeschrieben und die Erwerbsarbeit dem anderen Geschlecht und dem öffentlichen Raum. Das Geschlechterverhältnis spiegelt sich außerdem auch in den hierarchisierten, patriarchal angeordneten und auf die (heterosexuelle) Kleinfamilie ausgerichteten Grundrissen von Wohnungen. Feminist:innen geben demgegenüber zu bedenken, dass Reproduktionsarbeit auch in öffentlichen Räumen stattfindet, zum Beispiel in Form von Mobilität, von Konsum und in Bezug auf Intimität, die überhaupt nicht nur auf private Räume beschränkt ist. Und auch in privaten Räumen wird gearbeitet, nicht erst seit der Erfindung des „Homeoffice“.

Auch die queere Stadtkritik stellt die Trennung von Öffentlichkeit und Privatheit in den Mittelpunkt. Denn diese verschleiert, dass im Großteil aller Alltagsumgebungen Heterosexualität die dominante Sexualität ist und heterosexuelle Kultur samt damit verbundener Normen von Zweigeschlechtlichkeit, Reproduktion und asymmetrischen Beziehungsformen das gesamte gesellschaftliche System und damit eben auch die Stadtstruktur durchzieht (Valentine 1996). Hinzu kommt, dass queere Menschen eine andere Nutzung, andere Aneignungsweisen von privaten und öffentlichen Räumen vollziehen. So ist für sie zum Beispiel die private Sphäre nicht unbedingt sicher. Daher sind für sie auch öffentliche Räume wichtiger, um Intimität, und auch Sexualität, zu leben. Dies gilt nicht nur für Menschen, die sich als queer bezeichnen, aber eben auch für sie. Erschwerend kommt hinzu, dass gerade der öffentliche Raum für queere Leute, für trans Personen wiederum ein gefährlicher Raum ist, der ausgrenzt, weil sie hier alltäglich mit Gewalt und Diskriminierung konfrontiert werden. Queere Stadtkritik kritisiert Planung deswegen auch als „heterosexistisches Projekt“ (Frisch 2002), weil bestimmte Bedürfnisse überhaupt nicht im Fokus stehen.

Intersektionale Blicke auf Stadtentwicklung

Auch weitere Dimensionen sozialer Ungleichheit wie Klasse und *race*, aber auch Gesundheit,

spiegeln sich in der Stadt wider. Was ist damit gemeint? Emanzipatorische Entwicklungen für die einen, also für *weiß* gelesene Frauen der Mittelschicht, können anhaltende Marginalisierung für andere befördern, so zum Beispiel für People of Color. Dies ist auch verbunden mit Unsichtbarkeiten in der Stadt, ich denke hier an Arbeitsverhältnisse der Hausfrauen* und Hausangestellten, von Pfleger:innen und Erzieher:innen. Diese stehen eher selten im Fokus von Stadtpolitik und -forschung (Fraeser/Schuster/Vogelpohl 2017). Aber auch Fragen der Organisation oder der Voraussetzungen von Reproduktionsarbeit werden kaum gestellt und bearbeitet. Reproduktionsarbeit muss immer irgendwie geräuschlos im Hintergrund ablaufen und scheint nicht besonders relevant für jene zu sein, die an machtvollen Stellen in Stadt und Gesellschaft sitzen. Dabei ist zu beobachten, dass im Zusammenhang mit der zunehmenden Erwerbstätigkeit auch von gut ausgebildeten *weißen* Frauen die Hausarbeit in wohlhabenderen Privathaushalten zunehmend von Menschen erledigt wird, die aus unteren sozialen Schichten und Persons of Colour sind. Und diese wohnen nicht unbedingt in dem Stadtteil, in dem sie arbeiten, also müssen sie mobil sein, zum Teil weite Strecken zu ihren Arbeitsplätzen zurücklegen, verbunden mit hohem Zeitaufwand, und dafür die Kosten tragen.

Segregation ist ein weiteres Beispiel dafür, wie sich soziale Ungleichheiten im Stadtraum abbilden. Hier zeigt sich, dass der Stadtraum auch klassenspezifisch strukturiert ist, weil es eben bezahlbarere und teurere Wohnlagen gibt. Dies führt zu sozialer Segregation, die zwar in deutschen und europäischen Städten nicht so stark ausgeprägt ist wie in anderen Regionen der Welt, aber doch auch bei uns existiert. Segregation bringt unterschiedliche Stadtpolitiken und Fokussierungen der verschiedenen Stadtteile mit sich. So wird zum Beispiel mit Sorge auf die soziale Segregation in Stadtteilen geschaut, in denen mehrheitlich ärmere Menschen wohnen. Befürchtet werden sogenannte Quartierseffekte, was bedeutet, dass angenommen wird, dass in benachteiligten Stadtteilen – andere sprechen von benachteiligten Stadtteilen – die Menschen eben auch durch den Stadtteil selber benachteiligt werden und es eine größere soziale Mischung bräuchte. Nur: Dahinter verbirgt sich, je nach Stadtteil, auch häufig der Wunsch, dass andere Menschen, die in den Stadtteil zögen, auch denjenigen guttun würden, die da jetzt schon wohnen – eine in gewisser Weise klassistische Perspektive, die wiederum zulasten derjenigen geht, die zum Beispiel in den preisgünstigeren Quartieren leben und dort, vielleicht als Alleinerziehende mit wenig Geld oder als Menschen mit

nichtdeutschem Pass usw., sowieso schon an diversen Diskriminierungen zu leiden haben. Eine größere soziale Mischung mit Menschen aus der erfolgreichen und weißen Mittelschicht soll bewirken, dass die Ärmere und Menschen mit Migrationsgeschichte im Stadtteil mehr Chancen haben? Dies scheint doch ein ziemlich hohler Diskurs zu sein, wie Sandra Huning und ich in unserer Forschung zu den Diskursen um Gentrifizierung und soziale Mischung in Nord-Neukölln für den Zeitraum von Mitte der 1990er Jahre bis etwa 2012 zeigen konnten (Huning/Schuster 2015).

Kontextualisierungen

Das heißt, feministische Stadtkritik bezieht weitere Kontexte mit ein. Was sind prägende Entwicklungen und Dynamiken in unseren Städten, nicht nur in kurzfristiger Hinsicht? Wir verzeichnen einen Wandel von der Industriestadt zur postindustriellen Stadt in der Dienstleistungs- und Wissensökonomie, wie es Janet Merkel (2018) treffend formuliert hat. Dies ist nicht nur im Ruhrgebiet ein zentrales Thema, sondern in ganz vielen Regionen, auch in globaler Hinsicht, aber natürlich in ganz unterschiedlichen Ausprägungen. In sehr vielen Weltgegenden und auch in Europa sehen wir neoliberale Stadtentwicklungspolitiken, und die *urban renaissance* wird – je nach Blickwinkel – gefeiert oder gefürchtet. Gemeint ist damit das neue Interesse der Mittelschichten am innerstädtischen Wohnen. Die hiermit verbundenen globalen Gentrifizierungsprozesse stehen in einem Zusammenhang mit einem zunehmenden Wettbewerb der Städte um Wachstumspotenziale. Weitere Effekte der Neoliberalisierung in der Stadt, die zu einer sogenannten „Neuordnung des Städtischen“ führen (Holm/Heeg/Pütz 2009), sind zum Beispiel Privatisierungen des öffentlichen Raums, eine verstärkte Festivalisierung oder Eventisierung des öffentlichen Raums, aber auch die Touristifizierung, ein etwas neueres Phänomen, das wir inzwischen aus vielen großen Städten und Metropolen kennen und das für die Bewohner:innen verschiedene Konsequenzen hat. Und dazu gehört auch die Überwachung in städtischen Räumen, die Menschen in sehr unterschiedlicher Weise betrifft – die einen hart, ständig und strukturell, andere eben weniger bis gar nicht.

Am Beispiel des Wohnens und den damit aktuell in vielen Großstädten verbundenen Gentrifizierungsprozessen wird deutlich, wie steigende Immobilienpreise, Spekulation am Immobilienmarkt und Finanzialisierungsprozesse mit globaler Dimension sowie politische Entscheidun-

gen Konsequenzen zeitigen. So wohnen zum Beispiel Besserverdienende zunehmend in innerstädtischen Quartieren, Ärmere werden in eher weniger attraktive Gegenden der Städte verdrängt. Dies hat für die Verdrängten tiefgreifende Konsequenzen. Sie verlieren nicht nur ihre bisherigen räumlichen Bezüge, haben längere Wege zu bewältigen, vielleicht auch mit einem schlechteren ÖPNV, sondern auch die sozialen Bezüge aus dem bisherigen Wohnumfeld gehen verloren oder werden vielleicht lückenhaft. Die Versorgungsinfrastruktur verbessert sich möglicherweise nicht, sie kann sich sogar verschlechtern, und die Wegeketten von Frauen, die sowohl berufstätig sind als auch Versorgungs- und Carearbeit leisten, gestalten sich umständlicher. Zugleich wird in der Stadtsoziologie das Konzept der „Family Gentrification“ diskutiert. Susanne Frank hat herausgestellt, wie Gentrifizierung als „Medium der Emanzipation von Mittelklasse-Frauen mit und ohne Kinder aus traditionellen Rollenzuweisungen“ verstanden wird (Frank 2010: 40). Gentrifizierte Innenstädte werden zu Orten, „an denen neue Familienmodelle und Geschlechterrollen erprobt, ausgehandelt und verfestigt werden“ (ebd.). Innenstadtnahe Stadtteile eignen sich eher dafür, traditionelle Rollenzuweisungen zumindest teilweise zu umschiffen, weil in diesen Stadtteilen vieles eher familienkompatibel strukturiert ist als in suburbanen oder ländlichen Strukturen, weil jede Menge Infrastruktur in der Nähe zu finden ist und daher viele Wege kürzer sind.

Die Forschung hat aber auch gezeigt, inwiefern in der Verdrängung von Menschen mit wenig Einkommen geschlechtsspezifische Dimensionen wirkmächtig werden. Ruth Becker, die ja viele hier noch kennen, da das Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung vor 2010 an ihrem Lehrstuhl an der TU Dortmund angesiedelt war, hat sich den Diskurs um sogenannte „sozial stabile Bewohnerstrukturen“ genauer angeschaut, den es in wohnungspolitischen Kontexten gibt (Becker 2004). Damit wird das „Ziel der durch Wohnungspolitik herzustellenden ‚sozial stabilen Bewohnerstrukturen‘“ (ebd.: 382) verbunden. Becker konnte zeigen, dass als Normalfall für diese Vorstellung junge, *weiße*, heterosexuelle Mittelschichtsfamilien gelten, und demgegenüber „eine räumliche Konzentration von Alleinerziehenden als Indikator für ein Gebiet mit problematischen Bevölkerungsstrukturen“ bewertet wird (ebd.). Dazu nur ein kurzer Hinweis auf aktuelle statistische Daten zu Alleinerziehenden: In Deutschland leben derzeit etwa acht Millionen Familien mit minderjährigen Kindern. Davon weist die Statistik rund 20 % mit nur einem Haushaltsvorstand aus, mit stei-

gender Tendenz. Und von 13 Millionen Kindern unter 18 Jahren leben 16 % mit einem Elternteil im Haushalt, wovon 90 % Frauen* sind. Weil Alleinerziehende und ältere sowie migrantische Frauen* zu den Personen mit den geringsten Einkommen gehören, sind Frauen* somit eine besondere Variable in der Verdrängungspolitik. Und das ist natürlich eine ganz harte Realität, wenn wir all die gesellschaftlichen Diskriminierungserfahrungen noch hinzuziehen, die noch hinzukommen.

Gender Planning und feministische Planungspraxis

Die Frage ist also: Was wird mitgedacht, wenn über Stadt gesprochen und geforscht wird, und was nicht? In politischen und ökonomischen Diskursen werden Fragen der Reproduktion, Fragen der sozialen Praktiken in der Stadt, die auf andere als ökonomie- und erwerbsarbeitsbezogene Prozesse verweisen, meist ziemlich ausgeblendet. Dabei ist Stadt auch Reproduktion im engsten Sinne des Wortes (Schuster/Höhne 2017) und es genügt für eine feministische Stadtkritik nicht, Geschlechterverhältnisse, die hierarchische Verteilung des Stadtraums und die Benachteiligungen, die damit verbunden sind, zu betrachten, sondern sie müssen intersektional mit Klasse und *race* verknüpft betrachtet werden, ebenso wie mit körperlichen Fähigkeiten, die ebenfalls eine zentrale Rolle für das spielen, was wir dann als soziale Ungleichheiten in der Gesellschaft und somit in der Stadt haben. Gender Planning ist ein Zugang, um Geschlechtergerechtigkeit in der räumlichen Planung umzusetzen. Analog zu vielen anderen Formen von Gender Mainstreaming in Politik und Gesellschaft soll dieser Zugang neue Entwicklungs- und Umsetzungsideen in der Planung prüfen. Es geht darum, aus der Perspektive der Nutzenden und der Nutzungen zu überlegen, ob es eine gleichberechtigte Nutzung des Stadtraums gibt und, wenn nicht, Möglichkeiten zu deren Verwirklichung zu entwickeln. Es sollen barrierefreie Orte geschaffen werden, die gut erschlossen sind, vernetzt, bedarfsgerecht interpretierbar und nutzbar: Orte für „alle Menschen“. Da bin ich immer schon ein bisschen skeptisch, denn dieses Ideal ist sicherlich schwer zu erreichen. Und auch wenn ich nicht unkritisch gegenüber dem Ansatz von Gender Planning bin, ist es in diesem Zusammenhang relevant, sich damit zu beschäftigen, weil er interessante Impulse setzt.

Im Rahmen meiner Gastprofessur in Wien hatte ich auch mit der Planerin Eva Kail zu tun, von der das folgende Zitat stammt:

„Lange galt die Prämisse, dass Städte autogerecht sein müssen. Straßen, Verkehrsführung, Wohnräume. Letztlich orientiert sich vieles am Modell des Ernährers, der mit dem Auto morgens zur Arbeit fährt und abends wieder zurückkommt. Das unmittelbare Wohnumfeld berücksichtigt wenig die Lebensrealität der Personen, die mit der Haus- und Erziehungsarbeit betraut waren. Das nimmt Gender Planning in den Fokus. Es ist eine Strategie der systematischen, an unterschiedlichen Zielgruppen orientierten Qualitätssicherung.“ (Kail in Groll 2021)

Eva Kail macht seit 30 Jahren bei der Stadt Wien erfolgreich Projekte mit einem Fokus auf frauengerechte Stadtplanung. Diese Projekte haben das Ziel, die Bedürfnisse der Nutzenden des öffentlichen Raums – und das heißt auch, aber eben nicht ausschließlich, der nutzenden Frauen* – einzubeziehen. Die Frage ist dabei: Wie kann es gelingen, den Stadtraum offener für verschiedene Nutzer:innen zu gestalten, ihn anders zu planen und zu denken?

Es gibt unterschiedliche Strategien frauengerechter Planung (Kail 2003). Ich werde darauf hier nicht ausführlich eingehen, aber es geht natürlich um die Perspektiven aller, die den Raum nutzen und zum Beispiel am Verkehr teilnehmen: Es geht darum, nicht nur für den Autoverkehr zu planen, sondern auch an Kinderwägen zu denken, an Rollstühle, Rollatoren, Roller und Radfahrende, wenn der Straßenraum geplant wird. Hier geht es einerseits um ganz kleinteilige Fragen, die sich intensiv mit der Gestaltung der Straßen und Wege im städtischen Raum befassen, mit Fußgängerampeln und deren Intervallen, Fahrbahnüberquerungsmöglichkeiten, Bordsteinabsenkungen, Pflasterung und dergleichen. Dies betrifft aber gleichzeitig die großen Verteilungsfragen im Stadtraum und um Nutzungszuschreibungen, die verändert werden müssen. Und gemischte Strukturen in der funktionsgetrennten Stadt zu schaffen, ist dann noch einmal, im wahrsten Sinne des Wortes, eine andere Baustelle. Denn das bedeutet, die Stadt richtig umzubauen und zu sagen, wir haben nicht nur die monofunktionale Wohnbebauung hier und dort haben wir die Versorgungs- und Bildungsinfrastruktur und noch einmal woanders ist ein Großteil der Arbeitsplätze, sondern wir fördern besonders die Umwandlung in Nutzungsdurchmischte Quartiere und ihre Neuplanung, weil diese Art des Wohnens und Lebens für einen größeren Anteil der Bevölkerung zunehmend von Interesse ist.

Strategische Ziele feministischer Planung

In der feministischen Kritik an der Stadtplanung galten lange Zeit die Fragen nach Angsträumen und die Bearbeitung von Unsicherheitsgefühlen in der Stadt usw. als wichtiges Thema. Auch dazu ließe sich sehr viel ausführlicher diskutieren, denn auch hier kollidieren verschiedene Interessen (Kern 2019). Denn es geht aus meiner Sicht auch besonders darum, zu überlegen: Wer sind eigentlich die vulnerabelsten Gruppen in der Gesellschaft und in der Stadt? Wie könnten zum Beispiel Wohnungslose Aufenthaltsbereiche in der Stadt erhalten, in denen sie von anderen nicht als Problem erlebt werden? Wie könnte eine Stadt trans Personen oder rassifizierte Menschen besser vor Übergriffen schützen? In Wien gibt es seit vielen Jahren anerkannte oder erfolgreiche Projekte, die die Stadtplanung aus der Perspektive von Gender Planning verändern. Damit ist verbunden, dass bestimmte Personen stärker als bisher in die Planungsprozesse selber einbezogen werden müssen. Und das alleine ist, glaube ich, eine ganz große Aufgabe, das wissen alle, die schon einmal versucht haben, in Partizipationsprozessen in Planungsprojekten nicht nur mit den üblichen mittelschichts-akademisch geprägten Leuten zu sprechen. Dafür müssen wir uns vermutlich weiterhin deutlich bessere Strategien überlegen.

Während die Stadtplanungspraxis sich besonders mit den pragmatischen Fragen beschäftigt, hat Ruth Becker (2004) diesbezüglich bereits vor Längerem angemerkt, dass wir uns intensiver die strategischen Ziele von Gender Planning anschauen sollten. Es könne nicht darum gehen, das, was bisher schon da ist, also die strukturellen Probleme der Stadt, nur einfach umzugestalten. Es bedürfe einer generellen Kritik daran, dass es in der Nutzung von Städten durch Frauen* und Männer* überhaupt eine Unterscheidung gibt. Denn dies ist ja nichts Naturgegebenes, sondern es gibt gesellschaftliche Ursachen für die differenten Ansprüche von Frauen* und von Männern* an den Raum. Wir müssen also aufpassen, dass wir diese historisch gewachsenen Unterschiede durch Gender Planning nicht noch weiter zementieren. Becker weist also auf die strategischen Anforderungen an die Planung hin, die deutlich weitreichender und auf eine Veränderung des gesellschaftlichen Geschlechterverhältnisses gerichtet sind. Damit sind sie viel komplexer umzusetzen, weil wir hier genau vor der großen Frage stehen: Wie lassen sich Gesellschaftsstrukturen verändern? Raumplanung kann ja nicht die Gesellschaft verändern, indem sie irgendwie Straßen und Plätze und Parks ein bisschen schöner gestaltet, um es ganz platt

zu sagen. Stattdessen gilt es, für die räumliche Planung, für den Zugang zu Stadträumen, auch zu fragen: Was wird hier eigentlich als ‚normal‘ betrachtet, und wer wird dadurch marginalisiert oder überhaupt nicht einbezogen? Und welche Möglichkeiten können wir schaffen, dass sich mehr Menschen den Stadtraum als ‚ihren‘ Raum aneignen können und Anspruch darauf erheben?

Fazit und Ausblick

Wie eingangs gesagt, ist ja das Ziel feministischer Analysen und Politiken, grundlegende gesellschaftliche Veränderungen zu erkämpfen, um die Lebenssituation und die gesellschaftliche Positionierung von Frauen* und anderen marginalisierten Gruppen zu verändern. Die feministische Soziologin Gesa Witthöft, ebenfalls aus Wien, konstatiert dazu ziemlich illusionslos, aber kämpferisch:

„Die Frage nach einer nicht-sexistischen, nicht-hierarchischen, nicht-rassistischen, nicht-ableistischen Teilhabe am Städtischen und den öffentlichen Räumen, an Infrastrukturen und Ressourcen ist weltweit nicht gelöst.“ (Witthöft 2017: 104)

Das heißt, der feministische Kampf richtet sich auf verschiedene Bereiche: auf die politischen und ökonomischen Bereiche ebenso wie auf das soziale Miteinander, auf gesellschaftliche Strukturen und Prozesse, die auf der Unterordnung von Frauen* und vielen anderen Menschen basieren und die die sozialen Ungleichheiten zugleich ausgestalten und festschreiben. Für Wohnungspolitik, Stadtplanung und Stadtpolitik bedeutet dies, diese Zusammenhänge zu reflektieren und neu zu denken, um die Stadt ganz anders zu verteilen und zu gestalten. Es braucht eine tatsächliche und deutliche Einbeziehung der verschiedenen, ungleichen Perspektiven auf die Stadt, es braucht Positionen, die von dem abweichen, was immer als ‚normal‘ gesetzt wird, damit die Bedürfnisse der unterschiedlichen Gruppen in der Stadt berücksichtigt werden. Dabei zeigt ein intersektionaler Blickwinkel, dass es kompliziert ist, Menschen in verschiedenen Lebenslagen und Lebensentwürfen zu berücksichtigen. Aber genau dies ist dringend notwendig und dringend gefragt.

Literatur

- Becker, Ruth (2004): Feministische Kritik an Stadt und Raum: Gender Mainstreaming und Managing Diversity. In: Sozialwissenschaften und Berufspraxis 27 (4), 377–386.

- Fraeser, Nina/Schuster, Nina/Vogelpohl, Anne (2021): Feministische Geographien der Arbeit – Zusammenhänge von Prekarisierung, Gentrifizierung und Globalisierung. In: Autor*innenkollektiv Geographie und Geschlecht (Hg.), Handbuch Feministische Geographien. Arbeitsweisen und Konzepte. Berlin, Opladen, Toronto: Verlag Barbara Budrich, 120–144.
- Frank, Susanne (2010): Gentrifizierung und Suburbanisierung im Fokus der Urban Gender Studies. In: Sybille Bauriedl/Michaela Schier/Anke Strüver (Hg.), Geschlechterverhältnisse, Raumstrukturen, Ortsbeziehungen. Erkundungen von Vielfalt und Differenz im spatial turn. Münster: Westfälisches Dampfboot, 26–47.
- Frisch, Michael (2002): Planning as a heterosexist project. In: Journal of Planning Education and Research 21 (3), 254–266.
- Groll, Tina (2021): „Wir müssen das Dorf zurück in die Stadt bringen.“ Verkehr, Häuser, Infrastruktur: Städte sind für die Bedürfnisse von Männern geplant, sagt die Stadtplanerin Eva Kail. In Wien macht sie es seit 30 Jahren anders. In: Zeit Online vom 13.2.2021.
- Holm, Andrej/Heeg, Susanne/Pütz, Robert (2009): Stadt im neoliberalen Zeitalter. Wie globale Politikmodelle Einfluss auf die lokale Gestaltung nehmen. In: Forschung Frankfurt 3, 91–93.
- Huning, Sandra/Schuster, Nina (2015): 'Social Mixing' or 'Gentrification'? Contradictory Perspectives on Urban Change in the Berlin District of Neukölln. In: International Journal of Urban and Regional Research 39 (4), 738–755. DOI: 10.1111/1468-2427.12280.
- Kail, Eva (2003): „Pragmatische“ Strategien: Frauengerechte Planung und Gender Mainstreaming. In: Dörte Kuhlmann et al. (Hg.), building power. Architektur, Macht, Gender. Wien: ed. selene, 165–177.
- Kern, Leslie (2019): Feminist city. Claiming space in a man-made world. London, New York: Verso.
- Merkel, Janet (2018): Kreative Stadt. In: Dieter Rink/Annegret Haase (Hg.), Handbuch Stadtkonzepte. Analysen, Diagnosen, Kritiken und Visionen. Opladen, Toronto: Verlag Barbara Budrich, 193–211.
- Schuster, Nina/Höhne, Stefan (2017): Stadt der Reproduktion. Einführung in den Themenschwerpunkt. In: sub|urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 5 (3), Themenschwerpunkt: Stadt der Reproduktion, 9–22.
- Valentine, Gill (1996): (Re)negotiating the ‚heterosexual street‘. Lesbian productions of space. In: Nancy Duncan (Hg.), BodySpace. Destabilizing geographies of gender and sexuality. London/New York: Routledge, 146–155.
- Witthöft, Gesa (2017): Politische Positionierung tut not! Kommentar zu Dolores Haydens „Wie könnte eine nicht-sexistische Stadt aussehen“ (1981). In: sub|urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 5 (3), Themenschwerpunkt: Stadt der Reproduktion, 101–108.

Kontakt und Information

Dr. Nina Schuster
 Technische Universität
 Dortmund
 Fakultät Raumplanung
 Stadt- und Regionalsoziologie
 August-Schmidt-Straße 10
 44221 Dortmund
 Tel.: (0231) 755 23 70
 nina.schuster@tu-dortmund.de

DuEPublico

Duisburg-Essen Publications online

UNIVERSITÄT
DUISBURG
ESSEN

Offen im Denken

ub | universitäts
bibliothek

Dieser Text wird via DuEPublico, dem Dokumenten- und Publikationsserver der Universität Duisburg-Essen, zur Verfügung gestellt. Die hier veröffentlichte Version der E-Publikation kann von einer eventuell ebenfalls veröffentlichten Verlagsversion abweichen.

DOI: 10.17185/duepublico/77272

URN: urn:nbn:de:hbz:465-20230316-140519-4



Dieses Werk kann unter einer Creative Commons Namensnennung 4.0 Lizenz (CC BY 4.0) genutzt werden.